

STERBEN: Immer seltener sterben Menschen zuhause. Der Tod wird oft in Kliniken verwaltet. Der Mutter der Fotografin Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld ging ins Hospiz. Die Tochter ist froh um die Erfahrungen, die sie dort machen durfte.



Im Albert-Schweitzer-Hospiz war es möglich, dass die vier Kinder 24 Stunden Zeit hatten, sich von der Mutter zu verabschieden. Die drei Töchter und der Sohn legten die Mutter anschließend selbst in den Sarg. Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld hat ihre Erlebnisse in Fotos umgesetzt.

Foto: living4media/Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld

Den Tod ins Leben lassen

Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld, eine Bayreuther Fotografin, verarbeitet das Sterben der Mutter mit Hilfe von Bildern

BAYREUTH
Von Susanne Will

Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld ist Fotografin. Und nicht nur eine Handwerkerin. Es ist die Kunst des Inszenierens, die ihre Bilder einzigartig macht. Jüngst hat sie ein Thema inszeniert, das selten schön ist, meist erschreckend und mit dem sich heutzutage nur noch wenige Menschen bewusst auseinandersetzen: den Tod. Und zwar den ihrer Mutter. Sie starb im Bayreuther Hospiz. „Der Tod kommt ungefragt daher – ich habe ihn in mein Leben gelassen“, sagt die 52-Jährige. Sie ist froh, das getan zu haben. Und sie sagt, dass ihr das ohne die Erfahrungen im Hospiz nicht gelungen wäre.

„Heutzutage kann man den Tod erledigen. Oder man kann den Tod, der ungefragt daher kommt, in sein Leben lassen.“ Das hat sie getan, unterstützt von ihren drei Geschwistern. Die Mutter verbrachte ihre letzten Lebenswochen im Albert-Schweitzer-Hospiz in Bayreuth. „Ohne dieses Team wäre der Tod für uns nicht so begreifbar geworden. Ich bin den Männern und Frauen sehr dankbar.“

Den meisten Todkranken bleibt nur die Altenpflege

Kaum einer stirbt in Deutschland noch zuhause. Seit 2007 hat zwar jeder Mensch den Anspruch, in den eigenen vier Wänden bis zum Tod palliativ versorgt zu werden. Doch die Wenigsten profitieren davon, da die ambulante Palliativversorgung nicht ausreicht. Einem Großteil der Todkranken bleibt normalerweise nur noch die Alten- oder Krankenpflege.

Oder ein Hospiz, der Ort, an dem gestorben wird. Dafür hatte sich die 78-Jährige entschieden. Der Krebs

begann mit hartnäckigen Rückenschmerzen. Als die Diagnose feststand folgte die Not-Operation. Eine dritte Chemo wollte sie nicht mehr.

Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld ist das Kind, das in Bayreuth geblieben ist. Sie hat Mann und Kinder, reduzierte ihren Job, um die Mutter pflegen zu können. Die Geschwister taten das gleiche. Der Tag der Fotografin sah so aus: Vormittags Mutter, nachmittags verdichtetes Alltagsgeschäft, damit der Alltag weiter gelebt werden kann. Die Belastung lag nicht nur im Zeitdruck. Belastend war vor allem das, über was viele Pflegenden nicht reden können, weil sie meinen, sich dafür schämen zu müssen: Den Krach, den es gibt, weil sich der Gepflegte bevormundet fühlt; weil man einem Menschen so nahe kommt, dass es kaum noch zu ertragen ist; weil zu vieles in der Vergangenheit unausgesprochen geblieben ist – kann man alte Verletzungen wegfegen und nur noch gut, barmherzig und sorgend sein? „Und dazu kommt ein Schuldgefühl für Gedanken wie: Wann stirbst du?“

Die Mutter entschied: Ich gehe ins Hospiz. Im Juni 2016 zog die Mutter ein, „sie hatte ihren halben Hausstand dabei“, erzählt die Tochter. Das ist völlig normal, wie sie später erfuhr. Die Patienten sind Gäste, und werden im Hospiz als solche behandelt, erinnert sich Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld. Das begänne damit, dass jeder Gast seinen eigenen Hausarzt habe und ende damit, dass die Besucher „wie ein gleicher Teil behandelt werden“. Ein gleicher Teil, das heißt im Albert-Schweitzer-Hospiz auch: „Wir haben immer einen kurzen Report erhalten, wie es der Mutter geht. Immer wurden wir gefragt, wie es uns geht – du stehst in dieser Einrichtung nie alleine.“ Besonders der Umgang der Pfleger mit den Angehörigen ringt

ihre Bewunderung ab. „Sie haben die Fähigkeit, dich im richtigen Moment zu fragen. Und sie nehmen dir die Angst vor dem Tod.“ Der Tod ist im Hospiz sichtbar: Wenn vor der Tür eine Kerze brennt, ist der Gast dahinter gestorben. Das Leben ist allerdings auch sichtbar: Ein Gast durfte seinen Hund mitnehmen.

Mit der Kamera Schmerz, Trauer, Liebe eingefangen

Was in den kommenden Wochen wichtig war, war Zeit. „Nicht dem Leben Zeit abgewinnen, sondern der Zeit Leben“, danach handelte die Tochter fortan. Ihre ständige Begleiterin: die Kamera. Mit der fing sie auch ihre Gefühl ein: Schmerz, Trauer, Trennung, Vergebung, Liebe. Immer wieder drückte sie auf den Auslöser, um dem Gesicht ihrer Mutter näher zu kommen. Bis zu dem Tag, als der Krebs sie schon so gezeichnet hatte,



Am Ende versprach Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld ihrer Mutter, nur noch ihre Hände zu fotografieren. Links die Hand der Mutter, rechts die der Tochter.

dass die Mutter bat, ab jetzt nur noch die Hände zu fotografieren. Dieser Körperteil füllt eine Serie aus. Bill Withers „Grandma's hand“, Kurt Tucholskys „Mutters Hände“ – auch für Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld wurden Mutters Hände wichtig. Ihr Blick durch den Sucher: für den Betrachter muss der immer liebevoll gewesen sein. „Ja, das war er“, sagt die Tochter. „Und das, obwohl sie Zeit ihres Lebens sehr autoritär gewesen ist.“

Als „hochnotschwierig“ bezeichnet sie die Beziehung zur Mutter. Doch mit dem Kommen des Todes kam auch eine Zeit der Annäherung. Wer Eltern hat weiß, dass auf Hochglanz polierte Familien mit Skepsis zu betrachten sind. Wer Eltern hat, der kennt Verletzungen. Die einen sind klein, die anderen überlebensgroß. „In den Monaten nach der Diagnose hat sie sich viele Male bei mir entschuldigt.“ Das mache die Verletzungen nicht wett, „aber sie sind nicht mehr rele-

vant“. In den letzten Tagen der Mutter musste die Dosis Morphin immer wieder erhöht werden, die Schmerzen waren sonst nicht auszuhalten. Doch je höher die Dosis, desto geringer das Bewusstsein. In den letzten Stunden blieben die Tochter und eine Schwester im Wechsel am Bett, betreut vom Hospiz-Team. „Man sagt, das Gehör gehe als letztes“, so spielten sie ihre Lieblingslieder. Guten Abend, Gute Nacht, in Endlosschleife. Als die Mutter im Sterben lag, kamen auf ihren Wunsch alle zusammen. Die vier Kinder, die Ehemänner, Ehefrauen, die Enkel. Nach ihrem Tod durften die Geschwister 24 Stunden am Bett der Mutter bleiben. „Wir blieben bis zur letzten Sekunde bei ihr“. Es wurde gebetet, geweint, geredet, gelacht.

Die Kinder verschlossen auch den Sarg

Der Prozess des Sterbens war für die vier damit noch nicht vorbei. „Als der Bestatter kam, haben wir ihn gebeten, die Arbeit übernehmen zu dürfen.“ Die vier Kinder legten die Mutter in den Sarg, jeder drehte eine Schraube, um den Deckel zu verschließen. „Dann trugen wir den Sarg in den Leichenwagen. Das war für mich der Prozess, diesen Tod vollends zu erleben“, sagt die 52-Jährige.

Sie ist dem Hospiz-Team „zutiefst“ dankbar, dass sie das Mysterium Tod so erleben durfte. Verarbeitet hat sie es mit Hilfe ihrer Fotos, die sie nach Abschluss der Serie ausstellen wird. Die Accessoires, die sie für die Collage verwendete, sind Teile aus ihrem Leben und dem Leben ihrer Mutter oder Anspielungen darauf. Abgespieltes Spielzeug, angeschlagene Porzellanpuppen, Dinge mit Löchern und Sprünge, kein Hochglanz.

„Nicht dem Leben Zeit abgewinnen, sondern der Zeit Leben“

Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld über die letzte Zeit ihrer Mutter

„Sie arbeiten mit sehr viel Feingefühl und Intuition.“

Hospiz-Leiterin Silvia Spitzl über ihre Fachkräfte

„Das war für mich der Prozess, diesen Tod vollends zu erleben.“

Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld über den Moment, als sie mit ihren Geschwistern den Sarg nach draußen trug

„Unsere Mitarbeiter stellen sich allen Fragen und Ängsten.“

Hospiz-Leiterin Silvia Spitzl sagt, dass das auch für die Angehörigen gelte



Im Albert-Schweitzer-Hospiz wird eine Kerze entzündet, wenn ein Bewohner gestorben ist. Foto: von Pölnitz-Eisfeld



Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld verarbeitet den Tod ihrer Mutter in Fotos. Viele Utensilien, die sie verwendet, um die Fotos zu arrangieren und zu komponieren, sind aus dem Leben der Mutter. Foto: Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld

Erdbeerkuchen statt Einheitsbrei

Im Bayreuther Hospiz wird gelacht, geliebt und gestorben – Der „Gast“ im Mittelpunkt

BAYREUTH
Von Susanne Will

Im Sterbehause wird laut gelacht. In dem Haus an der Preuschwitzer Straße in Bayreuth ist Platz für zehn Menschen, die eines gemeinsam haben: Sie haben nicht mehr viel Zeit. Doch diese Zeit soll mit Leben gefüllt werden. Ein Besuch im Albert-Schweitzer-Hospiz.

Seit einem Jahr leitet Silvia Spitzl das helle Haus. Nirgends ist ein religiöses Symbol zu finden. „Unser Haus steht allen offen“, sagt sie. Und dennoch hat hier alles mit Barmherzigkeit und Nächstenliebe zu tun: 26 Mitarbeiter kümmern sich um zehn Menschen, die sterben werden.

Die Gäste, wie die Todkranken genannt werden, müssen über 18 Jahre alt sein, um aufgenommen zu werden. Dazu kommen weitere Regularien: die häusliche Versorgung darf nicht mehr gewährleistet sein; die Krankheit schreitet voran; die Behandlung im Krankenhaus ist abgeschlossen; die Patienten benötigen palliativ-medizinische und pflegerische Be-



Silvia Spitzl ist Hospiz-Leiterin.

handlungen. Es trifft auf zu viele zu, diese Punkte erfüllen: Das Hospiz hat eine Warteliste von Menschen, die hier sterben wollen.

Ein Hospiz-Platz pro 60 000 Einwohner ist die Richtschnur. Wer mehr Bedarf nachweisen kann, darf ein zweites Hospiz bauen, sagt Dr. Erich Rösch vom Bayerischen Hospiz- und Palliativ-Verband.

95% der Kosten übernehmen in der Regel die Kranken- und Pflegekassen, mindestens fünf Prozent müssen über Spenden finanziert werden. Für die Finanzierung eines Hospizes werden Tagessätze zugrunde gelegt. Das Albert-Schweitzer-Hospiz setzt sich aus dem Diakonischen Werk/Stadmission Bayreuth, dem Hospiz-Verband Bayreuth und der Bayreuther Hospizstiftung zusammen.

Ein Hospiz dient der Sterbebegleitung. Es ist eine schöne Vorstellung für viele Menschen, im Tod und mit der Angst davor nicht nur nicht alleine gelassen zu werden, sondern von Fachkräften betreut zu werden. Sil-

via Spitzl: „Zu 95 Prozent haben unsere Gäste Krebs in den vielfältigsten Formen. Das heißt, dass sich unsere Fachkräfte nicht nur auf die Pflege oder die Linderung der Schmerzen verstehen. Sie arbeiten mit sehr viel Feingefühl und Intuition.“ Es gelte, kleinste Veränderungen zu erkennen und Symptome zu deuten.

Keine lebensverlängernden Maßnahmen mehr

„Die Pflegefachkräfte kümmern sich um Wundversorgung, sind bei Atemnot genauso zur Stelle wie bei Übelkeit, die meisten haben eine Palliativ-

ve-care-Weiterbildung.“ Und damit unterscheidet sich das Hospiz klar vom Krankenhaus, in dem es auch Palliativ-Stationen gibt: Denn dort wird noch diagnostiziert, geröntgt oder therapiert. „Der Gast, der hier kommt, möchte das nicht mehr.“ Keine lebensverlängernden Maßnahmen mehr.

Statt die Zeit in auch Leid verlängernde Maßnahmen zu investieren, ist im Hospiz viel Raum für Betreuung. Vor allem auch seelischer. „Unsere Mitarbeiter stellen sich allen Fragen und Ängsten“, sagt Silvia Spitzl. Es sind nicht nur die Gäste, die Angst haben. „Wir lassen die Angehörigen

nicht alleine.“ Das Haus besteht aus hohen, offenen und luftig wirkenden Räumen, die dennoch gemütlich bleiben. Jeder Gast hat sein eigenes Zimmer samt Terrasse, auf die auch ein Bett geschoben werden kann, wenn der Patient es möchte und die Witterung es zulässt. Die Angehörigen können über Nacht bleiben.

Eine Portion Braten nachts um drei Uhr

Essen gibt es, wenn die Menschen hungrig sind. In der Küche stehen Hauswirtschaftskräfte und Ehrenamtliche. Es ist 11 Uhr, eine Frau bereitet ein Frühstück zu. Schön, dass die Patientin bis jetzt geschlafen habe, sagt sie. Sie bringt ihr Kuchen. Eine andere erzählt, dass jüngst einer anderen Patientin nachts um 3 Uhr nach einer Portion Braten gewesen ist. Kein Problem: „Der Gast gibt den Takt vor.“ Eine große Auswahl an eingefrorenen Speisen machen die Erfüllung solcher Träume möglich. „Es ist toll zu sehen, wie manche hier regelrecht aufblühen, wenn sie den Geschmack von Erdbeerkuchen im Mund haben“, erzählt eine Mitarbeiterin.

Erdbeerkuchen statt Einheitsbrei: Hier werden Individuen gepflegt. „Im Schnitt bleiben die Menschen 20 Tage bei uns“, sagt Silvia Spitzl. Es gibt Menschen, die sterben nach einem Tag, andere leben noch Monate. Es gibt Todkranke, zu denen sich eine größere Nähe entwickelt als zu anderen. Eine Pflegerin: „Das passiert. Aber dafür habe ich das Team. Und wenn ich wirklich die Distanz verliere, gibt es die Möglichkeit zur Supervision.“

Die Angehörigen danken es den Pflegern, sie berichten von herzlichen Briefen, die sie nach dem Tod erhalten. Die Pfleger und ehrenamtlichen Mitarbeiter erzählen, wie viel auch ihnen die Arbeit mit den Sterbenden bringt. „Niemand weiß, wie sterben geht – es ist von Fall zu Fall anders. Aber was wir lernen: Lebe jetzt und den Augenblick.“ Denn viele Patienten würden sagen, das ein oder andere bereit zu haben. „Einer meinte jüngst: Schade, dass ich zu wenig gelacht habe.“ Und als dann eine Kollegin – vielleicht Ende 40 – sagt, dass sie sich deshalb kürzlich als „Rollerfässchen“ eine abschüssige Wiese hinunterrollen ließ, lachen alle. „Der Mensch darf niemals aufhören, Mensch zu sein“, sagte Albert Schweitzer. Das gilt im Bayreuther Hospiz auch für die Pflegenden.



Ein totes Schneckenhaus, die vier Kinder – in Stellvertretung die Püppchen – drum herum: Ein Bild aus der Serie von Elisabeth Pölnitz-von Eisfeld. Foto:living4media/Elisabeth von Pölnitz-Eisfeld